

Eva Heller

**Beim
nächsten Mann
wird alles anders**

Roman

Originalausgabe erschienen im Fischer Taschenbuch
Verlag GmbH, Frankfurt a. M., 1987

© 2018 Dieter Prokop

Gesamtgestaltung und Satz: Oliver Schmitt
Cover unter Verwendung einer Illustration von
Eva Heller und eines Fotos von Martin Joppen
Verlag und Druck: tredition GmbH,
Halenreihe 40–44, 22359 Hamburg

978-3-7469-0970-7 (Paperback)

978-3-7469-0971-4 (Hardcover)

978-3-7469-0972-1 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheber-
rechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung
und öffentliche Zugänglichmachung.

1. Kapitel

Ich wache auf und bin Prinzessin Diana. Neben mir in den champagnerfarbenen Seidenkissen – ist es Charles, mein Ehemann und Erbe des britischen Königreichs? Ja, es ist Charles. Er war schon beim Polo-Training, war leise gegangen, um mich nicht zu wecken, und nun liegt er wieder an meiner Seite, frisch geduscht. Ich glaube, er tut nur so, als ob er schläft. Ich, Prinzessin Diana, fahre mir durch die blonden Locken, sie sind etwas zerzaust, und vermutlich glänzt meine Nase, wie manchmal am Morgen. Um Charles diesen Anblick zu ersparen, halte ich kokett den Rüschenkragen meines Janet-Reger-Nachthemds vor die Nase und frage: »Oh Love, are you sleeping anymore?«

Nein, er hatte nur so getan, weil er dachte, daß ich noch schlafe! Ich sehe Charles, meinen Ehemann und Erben des britischen Königreichs an mit meinen blauen Augen und frage: »Oh Love, please help me – was soll ich zum Frühstück zu mir nehmen? Kaffee oder Schokolade? Und was soll ich heute anziehen, wenn ich im Museum deiner Urgroßeltern die Insekten-Ausstellung eröffne?«

Charles sieht mich an und sagt: »Oh Love, was du tragen wirst, es wird vollkommen sein, weil du vollkommen bist. Zieh doch deine neue rosa Bluse an.« Und dann sagt er: »Please Love, probier mal die neue Kaffeemischung, sie ist aus deiner Lieblingskolonie.«

Ja, Charles löst all meine Probleme! Ich drücke eine Taste der Rufanlage neben unserem Bett.

»Yes, Your Royal Highness?« antwortet die Chef-Kammerzofe.

»Ich werde heute meine neue rosa Bluse tragen.«

»Yes, Your Royal Highness«, antwortet die Chef-Kammerzofe, »You will look beautiful!«

Als ich noch überlegte, wie mein Leben wäre, wenn zum Beispiel ich Prinzessin Diana wäre – also nicht, daß Diana meine Idealfrau wäre, die ist mir zu bürgerlich, also zu etabliert, zu konservativ, viel zu wenig intellektuell; aber Charles, der ist zwar optisch nicht mein Typ, aber der wäre wenigstens ein Mann, der weiß, was er

will! dachte ich gerade, als mich ein größerer Gegenstand am Kopf traf. Es wurde dunkel um mich. Die Tür meines Zimmers wurde zugeknallt. Es war mein Bademantel.

Albert hatte ihn auf mein Bett geworfen beziehungsweise auf mich. Vermutlich hatte ich wieder das Verbrechen begangen, meinen Bademantel auf seinen Haken im Bad zu hängen. Du liebe Güte! Wie ich seine Pedanterie verabscheue. Ich hatte mal gelesen, daß Schizophrene derartige Ordnungswahnsysteme haben. Wahrscheinlich leidet Albert unter einer fortgeschrittenen Schizophrenie. Demnächst wird er verlangen, daß ich im Allibertkasten meinen Kamm, die Nagelfeile und die Zahnbürste exakt im Abstand von zwölf Millimeter nebeneinanderlege oder sonst was Wahnsinniges. Seit einem Jahr bereits bewacht er seine persönlichen Zahnpastatuben – weil ich die Tuben nicht ordnungsgemäß aufrolle: es wäre Verschwendung, eine Tube von der Mitte aus zuquetschen, so blieben in allen Falten Reste zurück. Er hat mit einem Skalpell eine meiner leeren Tuben aufgeschlitzt und mir zu beweisen versucht, daß in der Tube eine Restmenge sei, mit der man sich mindestens fünfmal die Zähne putzen könne. Ich hab ihm die Restmenge geschenkt. Was er total verdrängt, ist die Tatsache, daß bei ihm jedesmal die fünffache Menge Zahnpasta aus der Tube quillt, eben weil er die Tuben so prall aufrollt. Und das ist die totale Verschwendung. Aber es hat keinen Zweck, mit ihm darüber zu diskutieren.

Ich schmiß den Bademantel vom Bett. Er fiel auf ein Weinglas, das vor dem Bett stand. Das hatte ich leider vergessen. Solange Albert noch in der Wohnung war, konnte ich nicht aufstehen und die Scherben wegräumen, er hätte wieder rumgemeckert, er würde Gläser nicht auf dem Fußboden stehen lassen, ich sei schlampig – die alte Leier. Das Glas war eines von denen, die Albert von seiner hysterischen Mutter geschenkt bekommen hatte. Geschah ihm recht, er hatte schließlich den Bademantel nach mir geworfen. Es war sieben Uhr siebzehn, vor sieben Uhr dreiunddreißig fuhr er nie in die Klinik.

Um sieben Uhr achtunddreißig endlich knallte er die Woh-

nungstür hinter sich zu. Ich konnte wieder frei atmen. Ich war erschöpft und mußte noch zwei Stunden schlafen.

Dann fand ich im Waschbecken einen Zettel. »Das Waschbecken muß geputzt werden!!!« stand drauf. Ich holte mir einen Filzer von Alberts Schreibtisch. »Gut beobachtet!!!!!!« schrieb ich auf den Zettel dazu und legte ihn zurück ins Waschbecken, nachdem ich mir die Zähne geputzt hatte. Dabei bemerkte ich zwei Haare im Waschbecken. Albert und ich haben fast dieselbe dunkelbraune Haarfarbe, aber meine Haare sind viel länger als seine. Die beiden Haare waren lang und folglich eindeutig von mir. Ich nahm die Nagelschere, kürzte die Haare auf Alberts Haarlänge und legte sie auf den Zettel drauf, als Garnierung sozusagen. Ha ha ha.

Im Kühlschrank lag noch ein Zettel: »Du schuldest mir DM 10,85!!!« Das war die Frechheit. Ich zählte meine Joghurts – er hatte wieder einen gestohlen! – Natürlich, in der Mülltüte lag ein leerer Becher. Den hatte ich nicht gegessen. Aber ich hatte die Joghurts bezahlt. Ich holte den Joghurtbecher aus der Mülltüte und sammelte darin die Scherben des Weinglases. Sein Weinglas gegen meinen Joghurt: damit waren wir quitt.

Der Ärger machte mich so schlapp, daß ich mit meiner Kaffeetasse zurück ins Bett ging. Es war nicht mehr auszuhalten mit Albert. Seit drei Jahren kannten wir uns, seit zwei Jahren wohnten wir zusammen. Warum eigentlich? Keine Ahnung! Ich jedenfalls konnte mich nicht erinnern, daß ich jemals den Wunsch gehabt hätte, mein Leben an der Seite eines schizophrener Geizhalses zu verplempern. Er wird stündlich geiziger. Seit einem Jahr ist er Assistenzarzt, und ich dachte, wenn er mal Geld verdient, wird er großzügiger, ha ha, im Gegenteil. Er verdient jetzt viermal soviel Geld, wie ich von meinen Eltern bekomme, aber da er jetzt angeblich nur für die Steuer arbeitet, muß ich als arme Studentin die Joghurts des reichen Arztes bezahlen.

Weihnachten war der Höhepunkt gewesen. Ich hatte das Essen eingekauft: 79 Mark 85 hatte ich insgesamt bezahlt, ich werde es nie vergessen. Aber er hat mir statt 39 Mark 92 lediglich 39 Mark 48 gegeben, weil ich nicht nur eine, sondern zwei kleine Dosen Erbsen

gekauft hatte, wir brauchten fürs Weihnachtsessen aber nur eine Dose. Die andere, sagte Albert, würde ich bestimmt irgendwann alleine essen. Also hat er sich an der zweiten Dose Erbsen zu 98 Pfennig nicht beteiligt.

Und diesem Geizhals hatte ich eine phantastische Uhr geschenkt! Ganz in Schwarz, auch das Zifferblatt, nur die Zeiger weiß. 109 Mark hatte ich mir vom Munde abgespart, und da meckerte er wegen einer Dose Erbsen. Und als Albert dann mit seinem schäbigen Weihnachtsgeschenk ankam – blöde Mokkatassen vom Trödler und ein Blumenübertopf in Kackbraun –, da packte mich die totale Wut. Ich hab die Uhr ins Klo geschmissen und sie vor seinen Augen runtergespült. Jawohl, ha ha. Weg war sie. Schließlich soll man seine Gefühle spontan ausleben.

Albert hat dann die Mokkatassen in die Badewanne geschmissen. Das war wieder typisch. Alles was ich mache, macht er nach. Er ist total reaktiv. Das geht mir auf den Wecker. Nur die Scherben aus der Badewanne raussammeln, das durfte ich natürlich ganz alleine machen.

Es war ein entzückendes Fest gewesen. Ehrlich. Albert brüllte die ganze Zeit herum, ich sei genauso jähzornig wie mein Vater, ich solle mich mal im Spiegel ansehen, ich hätte hysterische Augen und so weiter. Das ganze Haus konnte sein Gebrüll hören.

Die Leute würden mich für geistig behindert halten, wenn ich mir das noch länger bieten ließe. Ich stand auf und beschloß, mein Leben zu ändern. Und zwar sofort. Es war der zweite Mittwoch im Januar, eigentlich hätte ich schon zu Neujahr beschließen sollen, mich endgültig von Albert zu trennen. Aber es war noch nicht zu spät.

Während ich meine rosa Strickstrumpfhosen suchte, schwor ich mir, daß Albert ausziehen muß. Schließlich habe ich zuerst hier gewohnt. Meine Eltern würden bestimmt Verständnis dafür haben, daß ihr einziges Kind unter solchen Bedingungen nicht leben und schon gar nicht studieren konnte. Die paar Mark mehr, die ich nun als alleinstehende Studentin brauchen würde, die mußten sie mir geben! Außerdem, für alle Fälle, hatte ich das Aussteuersparbuch

meiner alten Tante Frida selig. Es wäre sicher ganz in ihrem Sinne, wenn ich ihr Erbe verwenden würde, um mich von den Männern unabhängig zu machen! Jawohl. Freilich, meine Eltern durften es nicht erfahren, wenn ich mehr als die Zinsen von meinem Sparbuch abheben würde. Mein Vater würde toben. Mein Vater lebt in dem Wahn, die Aussteuer eines Mädchens sei dazu da, um sich einen Ehemann zu kaufen. Wenn sie einen Kandidaten aufgegabelt hat, dann zeigt sie ihm ihr Aussteuersparbuch, und der Macker darf sich dann überlegen, ob er künftiger Besitzer der Frau beziehungsweise des Aussteuersparbuchs sein will ... exakt so stellt es sich mein Vater vor! Wieviel wohl meine Mutter für ihn bezahlt hatte? Ich habe es nicht nötig, mich zu verkaufen. Ich werde niemals heiraten!

Die rosa Strumpfhosen waren unauffindbar. Sicher hatte Albert sie irgendwohin geworfen. Eigentlich hatte ich meine neue rosa Bluse anziehen wollen, weil heute nachmittag das ersten Mal nach den Weihnachtsferien endlich wieder das Seminar bei Gottfried Schachtschnabel war. Aber ohne die rosa Strümpfe war die rosa Bluse unterbewertet. Es war alles Mist. Albert mußte so schnell wie möglich aus meinem Leben verschwinden.

Ich hatte mich entschlossen. Ich schrieb Albert einen Brief.

»Albert!!!

Verschwinde so schnell

wie möglich aus

meinem Leben

+ der Wohnung!!!

Hochachtungsvoll

Deine Constanze Wechselburger.«

Dann strich ich das »Hochachtungsvoll« durch und schrieb drüber: »Mit der Dir gebührenden Hochachtung.« Das war's. Ich warf den Zettel auf sein Bett. Der heutige Tag war der Beginn meines neuen Lebens.

Der Zettel lag immer noch da, als ich abends von der Akademie zurückkam. Ich las ihn noch mal und strich dann das Wort »Deine«

durch – aber so, daß er sehen konnte, daß ich »Deine« gestrichen hatte. Dann beschloß ich, in meine Stammkneipe abzuziehen. Zwar war es eigentlich zu früh, im Café Kaputt läuft vor neun nichts ab, aber ich wollte lieber nicht zu Hause sein, wenn Albert meinen Brief fand.

Fristlos gekündigt hab ich ihm, dachte ich unterwegs.

Ich fühlte mich unheimlich gut.

2. Kapitel

Im Café Kaputt war es erwartungsgemäß ziemlich leer. Von den Leuten, die ich kannte, war niemand da. Kurz nach mir kam eine Frau herein, die ich noch nie hier gesehen hatte. Sie sah sich zögernd um. An der Theke standen drei Typen, die offiziellen Säuffer, da kann man sich nicht einfach so dazustellen, schon gar nicht als Frau. An den zwei großen Tischen vorn, an jedem Platz für ein Dutzend Leute oder mehr, da saß niemand. Aber da allein, da fühlt man sich wie auf dem Präsentierteller, und der nächste, der sich an den Tisch setzt, setzt sich garantiert ans Tischende gegenüber, und dann wirkt man noch isolierter. Hinten gibt es vier kleine Tische: An beiden Fenstertischen saß je ein Pärchen, die einen knutschten, die andern langweilten sich. Am Tisch neben mir saß ein ungefähr dreißigjähriger Typ allein, breitbeinig saß er da, aber sympathisches Gesicht, die Frau guckte schnell weg, prüfte die Anzahl der Gläser auf meinem Tisch. Aha, nur eins. Damit war klar, daß sie sich zu mir setzen würde. Alleinstehende Frauen setzen sich immer zu alleinsitzenden Frauen.

»Ist hier noch frei?« sagte sie.

»Ja«, sagte ich.

»Weißt du, ob's hier was zu essen gibt?«

Mit dem Kinn zeigte ich auf die Tafel hinterm Tresen, auf die der Koch vom Café Kaputt das Tagesessen kritzelt.

»Seltsames Essen hier«, sagte sie.

»Der Koch ist aus Oberbayern.«

»Ach deshalb.«

Nachdem sie die Hälfte ihres oberbayerischen Bohneneintopfs in sich hineingestochert hatte, fühlte sie sich gekräftigt genug, die Konversation wieder zu starten. »Bist du öfter hier?« fragte sie.

»Ja.«

»Ist ganz nett hier.«

»Ja.«

»Lebst du allein?«

»Nein.«

Typisch Frau, dachte ich. Geht eine Frau allein in die Kneipe und sieht dort eine Frau, die allein in die Kneipe geht, halten sich die Weiber gegenseitig für frustrierte, von aller Welt verlassene Existenzen. Da sind sogar die Männer toleranter. Die können sich wenigstens vorstellen, daß ein Mensch auch aus Spaß an der Kneipe in die Kneipe geht. Ich überlegte noch eine entsprechende Antwort, als sie sagte: »Also bist du verheiratet.«

»Nein.«

»Sehr gut«, lobte sie.

Ich sagte nichts mehr. Das Thema paßte mir nicht. Auf ihre Frage, ob ich allein lebe, hätte ich eigentlich mit »Ja« antworten sollen. Diese Kneipentouristin hier war offenbar beziehungsfixiert. Ich aber nicht. Also wechselte ich das Thema so willkürlich wie möglich, um sicher zu sein, daß sie es merken würde.

»Sag mal«, sagte ich, »stimmt es, daß man Kartoffeln nach dem Kochen abdämpft?«

»Natürlich«, sagte sie, »blöde Frage. Hast du noch nie Kartoffeln gekocht?«

»Ich hab schon Kartoffeln gekocht, aber ich hab erst jetzt gelesen, daß man sie abdämpfen soll.«

»Wie alt bist du?«

»Siebenundzwanzig.«

Sie schien nachzudenken, ob eine Frau siebenundzwanzig Jahre alt werden kann, ohne zu wissen, daß man Kartoffeln nach dem Kochen abdämpft. »Man schüttet das Wasser ab und stellt den Topf noch mal für zwei bis drei Minuten auf den Herd. Du mußt dabei

die Kartoffeln im Topf hin- und herrütteln«, sagte sie. Dabei legte sie den Kopf auf die Seite.

»Danke für die Information. Wie alt bist du?«

»Wie alt ich bin? Ich bin einunddreißig.«

Auf dreiunddreißig hätte ich sie geschätzt, eher sogar auf vierunddreißig. Sie hatte normalbraune Haare, graubraune Augen, sah nicht schlecht aus, aber nicht besonders. Typ Standard-Studentin, nur älter. Ganz objektiv fand ich, daß sie viel älter wirkte als ich, obwohl auch ich nicht besonders hübsch bin – meine Augen sind zu klein, meine Haut ist zu großporig, aber man rühmt meine schönen Beine und meinen schönen Mund, und Albert bezeichnet meine Schlitzaugen immerhin als Mandelaugen.

Nachdem sie mich wieder erwartungsvoll angesehen hatte und ich wieder nichts gesagt hatte, sagte sie: »Ich wohne erst seit dem 1. Januar hier in der Gegend. Im übrigen bin ich frisch geschieden.«

Aha, jetzt hatte sie ihr Thema auf dem Tisch.

Ihr Tempo war beachtlich. Sie lächelte mich schon wieder aufmunternd an. Ich wußte aber nicht, wie man sich gegenüber Frischgeschiedenen verhält; gratuliert man oder kondoliert man? Schließlich sagte ich: »Frisch geschieden, und das mit einunddreißig.«

»Genau«, sagte sie, »genau drei Jahre waren wir verheiratet.«

»Und warum habt ihr euch scheiden lassen?«

»Du, wir haben festgestellt, daß wir uns auseinandergelebt hatten, und da haben wir uns zusammengesetzt, haben uns ganz sachlich ausgesprochen und sind drauf gekommen, daß es das beste ist, wenn wir uns scheiden lassen – das beste für uns beide.« Sie lächelte froh.

»Einfach so?«

»Na klar, wir sind beide erwachsene Menschen.« Immer noch frohes Lächeln.

Ich hoffte, daß sie nicht merkte, wie ich blaß wurde vor Neid. Warum sind alle anderen Leute erwachsen? Trennen sich nach einem sachlichen Gespräch – ohne Geschrei, ohne Türknallen, ohne Schlägereien, ohne Beleidigungen und ohne auch nur eine Kaffeetasse zu beschädigen. Warum alle ändern? Nur nicht Albert

und ich? Ich schämte mich für Albert. Der wird nie erwachsen werden. Wenn's nach mir ginge, könnten wir uns auch in aller Harmonie trennen, wie alle andern Leute auch.

»Wir haben uns in aller Harmonie getrennt, wir sind gute Freunde geblieben«, sagte sie, als hätte sie meine Gedanken erraten.

Ich mußte das Thema wechseln, um nicht vor Wut auf Albert zu platzen. Ich sah mich um – immer noch keiner meiner Kneipen-Bekannten da, es war heute nichts los. Ich hatte keine andere Wahl. »Und was machst du sonst, wenn du dich nicht gerade scheiden läßt?«.

»Jetzt sitze ich hier und trinke Wein.«

Elende Wichtigtuerei. Die Frischgeschiedene schien heiteres Beruferaten zu wünschen. »Vielleicht bist du ein berühmter Hollywood-Star, und es war bereits deine vierte Scheidung?«

Sie lachte geschmeichelt, glaubte tatsächlich, daß ich sie für eine so tolle Frau hielt. »Nein«, sagte sie, »eine Ehe reicht fürs Leben.«

»Ich war nie verheiratet«, sagte ich und war froh, das kindische Trennungstheater mit Albert durch rationales Verhalten in andern Bereichen kompensieren zu können.

»Macht nichts«, sagte sie. »Was machst du statt dessen?«

»Ich mache Filme.«

»Ach, du bist Fotolaborantin.«

»Nein, ich mache Filme.«

»Wie?«

»Ich bin auf der Filmakademie. Arbeite gerade an meinem Abschlußfilm.«

»Du machst Filme?«

»Klar.«

Da staunte sie. Für eine Fotolaborantin hielt sie mich. Reizend. Daß eine Frau nach Höherem, nach Intellektuellem strebte, das konnte sie sich nicht vorstellen. Wahrscheinlich war sie frischgeschiedene Hausfrau. So sah sie aus.

Sie bestellte sich noch einen Wein und sagte: »Ich bin Psychologin.«

»Ah.« Nun war ich überrascht. Psychologen sind mir etwas

unheimlich. Aber andererseits interessiere ich mich sehr stark für Psychologie. Und ich lese auch öfter was Psychologisches. Ich bestellte mir einen weiteren Wein.

»Für meinen Film brauche ich auch viel Psychologie«, sagte ich, »es wird nämlich ein Film über eine Trennung, und da muß ich die psychologischen Dispositionen der Charaktere ganz stark herausarbeiten.«

»Du machst einen Film über eine Ehescheidung?«

»Nicht direkt eine Scheidung. Mehr so eine Trennung ...«

»Autobiographisch also.«

»Nicht direkt, es wird eigentlich ein politischer Film.«

»Wie?«

»Vor allem muß ich die herrschenden Verhältnisse kritisch aufzeigen.«

Weil sie mich so verständnislos ansah, mußte ich ihr kurz was von Gottfried Schachtschnabel erzählen. Gottfried Schachtschnabel ist nämlich der Dozent, bei dem ich meinen Abschlußfilm machen werde. – Niemand, wirklich niemand, der Gottfried Schachtschnabel kennt, käme auf die Idee, daß er Gottfried Schachtschnabel heißt. Er hat einen Bart wie Lenin. Nur sieht Gottfried Schachtschnabel viel jünger aus als Lenin. Er ist aber mindestens genauso revolutionär wie Lenin. – Das mußte ich ihr vorab erklären, dann erzählte ich ihr, daß Gottfried Schachtschnabel in seinem Seminar über das Arbeitsthema »Die Relevanz der bürgerlichen Romantik im Hollywood-Ideal« erklärt hat, daß die bürgerlichen Institutionen nur der Stabilisierung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse dienen. Und man müsse sich mal überlegen, was das bedeutet. Außerdem sagt Gottfried Schachtschnabel, daß die »Ewigkeit der Sinnlichkeit« – diesen unglaublich tollen Begriff hat er selbst erfunden – also die »Ewigkeit der Sinnlichkeit«, wie sie die Hollywood-Filme vorgaukeln, das sei der größte romantische Betrug, damit werde dem Volk Sand in die Augen gestreut, natürlich im Interesse der herrschenden Klasse, es gäbe nämlich überhaupt keine »Ewigkeit der Sinnlichkeit«! Und die bürgerliche Abwehr der Pornographie, das sei Ausdruck der verklemmten

bürgerlichen Sexualmoral, die im Interesse der herrschenden Klasse aufrechterhalten wird. Ich erzählte ihr dann, was Gottfried Schachtschnabel über den Monopolkapitalismus gesagt hatte und über die kleinbürgerliche Phantasie, aber ich hatte allmählich den Eindruck, daß sie sich nicht besonders für die Analysen von Gottfried Schachtschnabel interessierte.

Plötzlich gähnte sie und fragte: »Lebst du mit deinem Schachtschnabel zusammen?«

Die Frau schien überhaupt nicht zugehört zu haben. Oder sie hatte nichts begriffen. Deshalb bestellte ich den dritten Wein, um ihr auch das mit Albert zu erklären. – Nachdem sie mir von ihrer Scheidung erzählt hatte, mußte ich ja jetzt von mir erzählen – allein deshalb, um mich nicht durch Geheimniskrämerei interessant zu machen. Und Psychologen interessieren sich sowieso brennend für die Probleme anderer Leute.

Also erzählte ich ihr, daß ich mich gerade von Albert getrennt hatte, und daß Albert Arzt ist, Assistenzarzt. Als wir uns vor drei Jahren kennenlernten, war er noch Medizinstudent, ich jobbte und hatte mehr Geld als er, damals waren wir gleichberechtigte Partner, heute ist er der Herr Doktor. Obwohl er seine Doktorarbeit noch gar nicht angefangen hat, titulieren ihn die Patienten trotzdem als Herr Doktor! Überhaupt wird Albert so allmählich zum Halbgottin-Weiß – und ich zu seinem Anhängsel, ich, die Studentin mit den schlechten Berufsaussichten. Albert ist das zwar egal –, er geht davon aus, daß ich mich immer irgendwie selbst finanzieren kann – sonst wäre er sowieso nicht auf mich fixiert, der alte Geizhals. Er sagt immer, daß er meine Selbständigkeit schätzt, und mit Selbständigkeit meint er getrennte Kasse! Ist doch klar. Seine Eltern sind natürlich der Überzeugung, daß ich keine passende Partie für ihren Supersohn bin.

Allerdings schienen auch diese Ausführungen die Psychologin nicht besonders zu interessieren, sie gähnte. Zuerst dachte ich, diese Frau sei wohl eine schlechte Psychologin, aber dann dachte ich, daß ihr Desinteresse mein Fehler war: Ich hatte ihr bisher nur Äußerlichkeiten unserer Beziehung geschildert, aber die psycholo-

gischen Ursachen nicht erwähnt. Also lieferte ich die Analyse von Alberts Charakter.

Ich erklärte ihr, daß Albert und ich total unterschiedlich sind. Daß Albert längst nicht so erwachsen ist wie zum Beispiel Gottfried Schachtschnabel. »Albert ist wie ein Kind, aber ohne kindliche Freude«, sagte ich. Diesen sehr treffenden Satz hatte ich mal irgendwo gelesen. Ich sagte ihr auch, daß Albert überzeugt ist, daß er alles bekommen müsse, ohne etwas dafür zu geben, und emotional total blockiert ist er auch. Ich wartete auf das Lob der Psychologin für meine sorgfältige Charakteranalyse.

Sie sagte aber nichts, deshalb vermutete ich, daß ich wohl die frühkindliche Phase von Alberts Entwicklung stärker herausarbeiten müßte – ich lese ja selbst viel Psychologisches und weiß daher, worauf Psychologen Wert legen. »Albert wurde mit Kaiserschnitt entbunden. Es war eine sehr schwere Geburt, sagt seine Mutter.« Das interessierte sie erwartungsgemäß.

»Willst du mir nicht auch erzählen, wieviel er bei der Geburt gewogen hat?« fragte sie.

Das wußte ich aber nicht.

Dann gähnte sie wieder und sagte: »Nicht daß du denkst, du langweilst mich. Es ist schon ziemlich spät.«

»Ich will schon die ganze Zeit gehen«, sagte ich sofort. »Wann bist du denn wieder hier?« fragte ich noch.

»Weiß nicht, wie es sich eben so ergibt.« Sie stand auf, bezahlte am Tresen.

Ich ging noch aufs Klo, als ich wiederkam, war sie weg.

Auf dem Heimweg fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, sie nach ihrem Namen zu fragen. Aber sie hatte mich ja auch nicht gefragt, wie ich heiße. Schade, sie war ganz unterhaltsam gewesen.

Ich machte absichtlich Lärm, als ich zu Hause ankam. Ich knallte meine Schuhe ins Regal und schmiß den Schirmständer um, um Albert zu wecken. Die Tür seines Zimmers war zu. Ich drückte ganz vorsichtig die Klinke herunter, um festzustellen, ob er wieder abgeschlossen hatte. Nein, die Tür war offen. Der Zettel war weg. Albert war auch weg.